

Prof. Dr. Mario Andreotti

## Laudatio für Markus Werner

Es gibt in der Geschichte der abendländischen Literatur Themen, Motive, die zu ihrem Grundbestand gehören und die demzufolge regelmäßig wiederkehren. Ein solches Thema ist der Mensch, der mit dem Leben, sei es mit sich selber oder mit den andern, mit dem beruflichen oder dem privaten Alltag, nicht ganz zurecht kommt. Innerhalb der neueren deutschen Literatur findet sich dieses Thema auffallend häufig. Das mag zunächst einmal mit der Situation der Schriftsteller selber zusammenhängen, damit nämlich, dass es im deutschen Sprachraum seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr gelungen ist, den Beruf des Schriftstellers gesellschaftlich zu integrieren. Dies ganz im Unterschied etwa zu Frankreich, wo der Schriftsteller als sog. »eingebundener Dichter«, wie der Elsässer Germanist Robert Minder ihn bezeichnet hat, in der Regel mitten im gesellschaftlichen Leben steht und dazu vielfach noch einen verantwortungsvollen bürgerlichen Beruf ausübt. Wie dem auch sei: Sie kennen die zahlreichen Außenseiterfiguren in der deutschen Literatur, vom »großen Kerl« der Stürmer und Dränger, der an der Gesellschaft zugrunde geht, über den Schwärmer und Sonderling der Romantiker bis hin zu Franz Kafkas Gregor Samsa, der zum Mistkäfer mutiert, und Thomas Manns Tonio Kröger, dessen Existenz als Künstler fernab von den Mitmenschen ein Leiden ohne Ende ist.

Interessant ist nun, dass gerade in der Literatur der Schweiz, genauer gesagt, in der Schweizer Gegenwartsliteratur das Thema des Fremdseins in der Welt besonders aktuell ist. Das erstaunt zunächst, leben doch die Schweizer, verschont geblieben von zwei fürchterlichen Weltkriegen, von den Gräueln des Faschismus, von wirtschaftlichen Zusammenbrüchen, in einer fast paradiesischen Sicherheit, haben sie eigentlich allen Grund, mit sich selber zufrieden zu sein. Hugo Loetscher bringt es in seiner wunderbaren Glosse »Wenn der Liebe Gott Schweizer wäre« auf den Punkt, wenn er schreibt: »Einiges spricht tatsächlich dafür, dass der Liebe Gott Schweizer sein könnte – weit

weg von allem und nur zuschauen, das ist doch ebenso göttlich wie schweizerisch.« Aber vielleicht sind es gerade diese schweizerische Selbstzufriedenheit, diese Heidi-Land-Idylle, dieser heroische Mythos einer von der Welt unabhängigen Röseli- und Gemüsegartenlandschaft, die die jüngeren und jüngsten Schweizer Autoren immer wieder dazu getrieben haben, zu ihrem eigenen Staat auf Distanz zu gehen. Und dies so sehr, dass eine Mehrheit unter ihnen, wie Ihnen, verehrte Festgemeinde, sicher bekannt ist, im Jahre 1991 die Beteiligung an den 700-Jahrfeiern der Eidgenossenschaft demonstrativ verweigert, ja, sogar die »Abschaffung der Schweiz« gefordert hat.

Aber warum sage ich Ihnen das alles, wo doch hier und heute nicht die Schweizer Gegenwartsliteratur als solche und schon gar nicht der Mythos vom gelobten Land Schweiz zur Diskussion steht, sondern die Ehrung eines verdienten Schriftstellers, eines Schriftstellers aus der Schweiz freilich. Aber das ist es ja gerade, dass Markus Werner, der heute hier im Kursaal der Stadt Überlingen mit dem Bodensee-Literaturpreis geehrt wird, in vielem ein typischer Schweizer Schriftsteller ist, falls es so etwas wie eine typische Schweizer Literatur überhaupt gibt. Zwar fehlt Markus Werner die z. T. extreme Distanzierung von den politischen und sozialen Strukturen ihres Landes, die zahlreiche Schweizer Autoren kennzeichnet – ich denke hier, stellvertretend für viele andere, an die beiden Anfang der neunziger Jahre verstorbenen Autoren Dürrenmatt und Frisch. Markus Werner ist in diesem Sinne, zumindest wenn man von einem engeren Verständnis des Politischen ausgeht, kein politischer Autor. Gleichwohl spielt der Gegensatz von Individuum und Gesellschaft, der freilich eine Konstante aller Literatur bildet, der aber, wie bereits erwähnt, in der Schweizer Gegenwartsliteratur besonders häufig gestaltet ist, bei Markus Werner eine zentrale Rolle. Das Individuum, der Einzelne, das ist dabei der Intellektuelle, der Künstler, das Original, sei er nun Lehrer wie Konrad Zündel oder Pfarrer wie Franz Thalmann, oder sei er Maler wie ein Moritz Wank oder gar Denkmalpfleger wie ein Lorenz Hatt oder auch nur ein betrogener Ehemann wie Loos. Immer geht es um den Einzelnen, der einer ihm fremden gesellschaftlichen Realität gegenübersteht, an der er zu scheitern droht und häufig auch scheitert. Das ist in der neueren Schweizer Literatur spätestens seit Friedrich Glauser und Ro-

bert Walser – ich habe eingangs bereits darauf hingewiesen – ein sehr beliebtes Thema. Ein Umstand, meine sehr verehrten Zuhörerinnen und Zuhörer, der möglicherweise damit zusammenhängt, dass in der Schweiz der Gegensatz zwischen den sog. Intellektuellen, den Künstlern, den Schriftstellern einerseits und dem Volk, der Allgemeinheit, der Öffentlichkeit andererseits immer stärker erlebt wurde als etwa in Deutschland oder Österreich oder gar in Frankreich. Wenn ein Max Frisch – er galt in der Schweiz stets als Inbegriff eines Intellektuellen – die Schweizer »als hoffnungslos borniert und fixiert«, Friedrich Dürrenmatt die Schweiz als »Gefängnis« und Jürg Laederach sie gar als »Eiterbeule« bezeichnet hat, so wird in solchen Beschimpfungen etwas von diesem eklatanten Gegensatz sichtbar.

Selbstverständlich ist in diesem ganzen Zusammenhang auch Markus Werner selber zu nennen, der als promovierter Germanist, als ehemaliger Mittelschullehrer – in Deutschland hieße das »Studienrat« – und seit 1990 als freier Schriftsteller nichts weniger als ein Intellektueller ist. Wenn ich mich bei ihm in Sachen Biografie bewusst zurückhalte, so glaube ich, sei das im Sinne des Autors, der auf Fragen zu seiner Person stets hartnäckig auf sein literarisches Werk verweist: Da stehe alles drin, was er zu sagen habe. Oder wenn ich noch ein anderes, von Friedrich Nietzsche stammendes Wort aus einem Interview mit Markus Werner zitieren darf, das da heißt: »Der Autor hat den Mund zu halten, wenn sein Werk den Mund auftut.« Ich verschweige nicht, dass mir diese Haltung gefällt, weil sie falsche Identifikationen fiktionaler, also erfundener Figuren mit der Biografie des Autors zum vornherein verhindert. Was mit Blick auf Markus Werner allerdings nicht heißt, dass seine Romane, von »Zündels Abgang« bis hin zum letzten Roman »Am Hang«, nicht doch auch autobiografisches Material enthalten, zumal der Schweizer Gegenwartsliteratur nachgesagt wird, sie besitze eine ausgesprochene Neigung zum Autobiografischen. Wer würde in der Figur des Gymnasiallehrers Zündel nicht Züge des Autors selber entdecken wollen, wer nicht den Umstand, dass Werners Romanfiguren ihrem angestammten Beruf den Rücken gekehrt haben, mit Markus Werners eigenem Abschied vom Schuldienst in Verbindung bringen und wer schließlich hinter den auffallend vielen gescheiterten Ehen in Werners Werk nicht eine intensive Beschäftigung

des Autors mit dem Problem der Geschlechter und der Ehe bei Max Frisch vermuten, über den er bekanntlich promoviert hat, um hier nur drei mögliche Beispiele zu nennen.

Intellektueller und bürgerlicher Alltag, Außenseiter und Gesellschaft, vertraute Welt und Fremdheit der Welt, Vaterliebe und Verlust des Vaters, Gesundheit und Untergang, Banales und Tragisches, Lebensdrang und Vergänglichkeit und nicht zuletzt Liebe und Tod, das sind einige der gegensätzlichen Pole, innerhalb derer sich Markus Werners Romane bewegen. Es sind freilich Pole, wie wir sie in der Literatur zu allen Zeiten antreffen, weil sich in ihnen menschliche Grundsituationen spiegeln. Und trotzdem gibt es da einen nicht unbedeutenden Unterschied: In der älteren, traditionellen Literatur kommt es zwischen diesen gegensätzlichen Polen immer wieder zum Ausgleich, zu einer Art Versöhnung. Da findet der Außenseiter beispielsweise wieder in die Gesellschaft zurück, wird der Zwiespalt zwischen dem Intellektuellen, dem Künstler und dem Bürger am Schluss jeweils aufgehoben, wie wir das aus unzähligen Romanen und Novellen kennen: von Goethes »Wilhelm Meister« über Gottfried Kellers »Grüner Heinrich« und Stifters »Nachsommer« bis hin zu Thomas Manns »Tonio Kröger«, wo der Held am Schluss zur Einsicht gelangt, dass er die Spannung zwischen Bürger und Künstler als eine fruchtbare Dialektik in sich auszuhalten hat.

Eine solche Versöhnung der Gegensätze, verehrte Anwesende, findet in Markus Werners Romanen nicht mehr oder dann nur noch am Rande statt. Nehmen Sie gleich den ersten Roman »Zündels Abgang«: Da finden Sie in Konrad Zündel einen Menschen, der am Schluss, nachdem er aus der psychiatrischen Klinik geflohen ist und sich verschant hat, anstatt in den bürgerlichen Alltag zurückzukehren, aus der Realität verschwindet, eben abgeht. Ein Paket, das Aufzeichnungen Zündels enthält, »dies blieb die einzige Spur« von ihm. So der letzte Satz des Romans. Oder nehmen Sie Werners vielleicht besten Roman »Bis bald«, der damit endet, dass der Ich-Erzähler Lorenz Hatt auf eine medizinisch dringend notwendige Herztransplantation verzichtet und damit seinen baldigen sicheren Tod bewusst in Kauf nimmt. »Es gibt Musik, habe ich gedacht, ich höre sie, und ich verglühe trotzdem. Dann habe ich geraucht, ich bin gelöst gewesen, ich habe Doktor Kier-

ling angerufen und ihn beauftragt, mich zu streichen«, heißt es am Schluss des Romans, an den Stil von Max Frischs »Homo faber« erinnernd, nüchtern und lakonisch. Oder nehmen Sie schließlich noch Werners fünften Roman »Festland«, wo der Vater seine Tochter, zu der er jahrelang keinen Kontakt mehr hatte, mit dem einsilbigen Satz »Morgen ist auch ein Tag« auf die Fortsetzung ihres Gesprächs vertröstet, dann aber am folgenden Tag nicht mehr erscheint – ein Verlust der Vater/Kind-Beziehung, wie ihn Markus Werner schon in seinen beiden ersten Romanen, in »Zündels Abgang« und noch bedrängender in »Froschnacht«, dargestellt hat.

Markus Werners Romane enden in der Tat, auch wenn da, wie beispielsweise im Roman »Die kalte Schulter«, immer wieder versöhnliche Töne anklingen, ohne einen wirklich versöhnenden Ausgleich der Gegensätze. An seine Stelle tritt etwas anderes, tritt die Selbstironie des Erzählers, tritt sein Humor. Es mag, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, paradox erscheinen, aber es ist so: Der Humor findet sich in der Literatur nicht ausnahmslos, aber meistens dort, wo der Bezug des Menschen zur Wirklichkeit, zur Welt brüchig, die Welt ihrerseits dem Menschen fremd geworden ist. Es ist wohl kein Zufall, dass die humoristische Welthaltung der Dichter gerade in der literarischen Moderne, etwa in der Gestalt des Komischen, eine zentrale Rolle spielt. Denken Sie, stellvertretend für vieles andere, nur etwa an Bertolt Brechts Humor im Zusammenhang mit seinen Verfremdungseffekten im epischen Theater oder an Heinrich Bölls zahlreiche satirischen, bewusst das Lachen provozierenden Einlagen oder gar an Friedrich Dürrenmatts makabre Späße, wenn beispielsweise Wolfgang Schwitter, eine seiner Figuren, sich zum Sterben ins Bett legt, dann aber unter den aufgeschichteten Trauerkränzen immer wieder hervor kriecht. Es ist freilich ein Humor, der einem bisweilen im Halse stecken bleibt, der sich alles andere als heiter-fröhlich gibt, der vielmehr ins Groteske abgeleitet, weil er überspielen muss, dass die Welt dem Menschen fremd geworden ist. Es ist – wie könnte es anders sein – auch der Humor, wie er uns im Werk von Markus Werner auf Schritt und Tritt begegnet: So wenn beispielsweise Konrad Zündel gleich zu Beginn seiner Reise nach Griechenland mir nichts dir nichts ein Zahn aus dem Munde fällt oder wenn im gleichen Roman die Interessengemeinschaft verlassener

Männer mit dem Verein geschlagener Frauen fusioniert oder wenn etwa der Ich-Erzähler im Roman »Bis bald« eine eingehende Passkontrolle über sich ergehen lassen muss und dabei als Unschuldiger triumphierend feststellt, dass es zum Schönsten gehöre, »morgens um zwei Uhr ohne einen Tropfen Alkohol im Blut, ausgerüstet mit Führerschein, Fahrzeugausweis, Pannendreieck und vier profilstarken Reifen, in eine Polizeikontrolle zu geraten und dabei zu beobachten, wie die Organe nach Freundlichkeit und Fassung ringen« oder wenn schließlich, wie im Roman »Der ägyptische Heinrich«, der Humor gar in bittere Ironie, ja, fast in Sarkasmus umschlägt, wenn da der Ich-Erzähler im Zusammenhang mit seinen Nachforschungen über seinen Ururgroßvater Heinrich Bluntschli von der Hilfsbereitschaft der Schweizer Botschaft in Kairo sagt: »Wie sich zeigte, war der Konsul meinen Fragen auf gründliche und hilfsbereite Weise nachgegangen und hatte alles in Erfahrung gebracht, was über meinen Urgroßvater mit den Mitteln der Botschaft in Erfahrung zu bringen war, nämlich so gut wie nichts.« Der Beispiele wären noch unzählige. Und immer ließe sich das Gleiche entdecken, die Tatsache nämlich, dass der Humor, die Situationskomik, die Ironie die für Werners Erzählen typische Leichtigkeit bewirken, die fast im Sinne Brechtscher Verfremdung Distanz schafft zu den bedrängenden Themen seiner Romane.

Verehrte Anwesende, eine Rede über Markus Werner würde diesem Autor nicht gerecht, wollte man nicht auch etwas zur formalen Modernität seines Werkes sagen. Wir spüren es bei der Lektüre auf Schritt und Tritt: Werner gehört, zusammen mit Adolf Muschg, Dieter Bachmann, Hermann Burger, Reto Hännly und andern mehr, in eine Gruppe von Schweizer Autoren, die Germanistik studiert haben; er kennt die modernen Stilmittel und Erzähltechniken, die seit den Avantgardisten um 1900 entwickelt worden sind. Über diese Mittel und Techniken hier zu sprechen, etwa über das virtuose Spiel mit dem Perspektivenwechsel und den Rückblenden, überhaupt über die Preisgabe linearen Erzählens, oder über den knappen, an Max Frisch erinnernden Berichtsstil oder gar über die der modernen Tragikomödie verwandte Verbindung des Alltäglichen, ja Banalen mit dem Tragischen, also über das Groteske, in Werners Werk, dazu reicht die Zeit nicht mehr.

So komme ich denn zum Schluss. Es war keine Geringere als die mit der deutschen Kultur vertraute, französische Autorin Madame de Staël, die im Jahre 1810 über die Schweizer urteilte: »Les Suisses ne sont pas une nation poétique.« Für ihre Zeit mochte sie recht haben: In Deutschland blühte die Romantik, in Österreich das Wiener Volkstheater; in der Schweiz gab es literarisch nichts Vergleichbares. Und heute? Wir wissen es längst: Die Schweiz bringt in einem Jahrhundert zwei bis drei überragende Schriftsteller hervor. Im 19. Jahrhundert waren es Gotthelf, Keller und Meyer, im zwanzigsten Frisch und Dürrenmatt. Aber nicht nur sie. In ihrem Gefolge ist spätestens seit Mitte der achtziger Jahre eine junge Schweizer Literatur herangewachsen, deren Reichtum exorbitant ist. Und an vorderster Front dieser Literatur steht für mich heute neben einem Urs Widmer, einem Thomas Hürlimann, neben einem Gerold Späth, einer Gertrud Leutenegger, ja, neben Altmeistern wie Peter Bichsel und Hugo Loetscher – das Werk, stehen die sieben bis heute erschienenen Romane unseres Preisträgers Markus Werner.

Geschätzte Festgemeinde, meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

**2006** Markus Werner, Schaffhausen, für sein literarisches Gesamtwerk

\* 1944 in Eschlikon/Thurgau

Studium der Germanistik, Philosophie und Psychologie in Zürich, 1974 Promotion mit einer Arbeit über Max Frisch, 1975-1985 Hauptlehrer, 1985-1990 Gymnasiallehrer in Schaffhausen, seit 1990 freier Autor in Opfertshofen, inzwischen in Schaffhausen

Markus Werner: Zündels Abgang. Roman. Residenz Verlag, Salzburg/Wien 1984

Markus Werner: Froschnacht. Roman. Residenz Verlag, Salzburg/Wien 1985

Markus Werner: Die kalte Schulter. Roman. Residenz Verlag, Salzburg/Wien 1989

Markus Werner: Bis bald. Roman. Residenz Verlag, Salzburg/Wien 1992

Markus Werner: Festland. Roman. Residenz Verlag, Salzburg/Wien 1996

Markus Werner: Der ägyptische Heinrich. Roman. Residenz Verlag, Salzburg/Wien 1999

Markus Werner: Am Hang. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt 2004

Preisverleihung am 26. November 2006, Laudatio Mario Andreotti